

Nr. 82. Bromberg, den 10. April 1932.

Die Jungfernfahrt der Christabelle

Roman von Alfred Carl.

14. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Al Fellnor ist, die Hände tief in die Taschen versenkt, hinter seiner Salontür stehen geblieben.

„There 's rainbow round my shoulder . . ." pfeift er jetzt ganz unbekümmert vor sich hin — ein versteckter Beobachter müßte zu der Ansicht kommen, daß er einen Mordverdacht, der auf ihm lastet, unter die amüsanten Sachen auf dieser Welt zu zählen beliebt . . .

Er geht ins Schlafzimmer zurück und schafft dort Ordnung, klappt die Koffer zu und schließt den Schrank — vorher hat er jedoch aus einem Fach seine Smokingkragen herausgenommen und mit einem so liebevollen Interesse betrachtet, sie sogar so versunken mit sanften Fingern gestreichelt, daß der verborgene Beobachter im Moment sogar an der Unversehrtheit seines Gehirns zweifeln könnte . . . Dann schaltet er das Licht überall aus und steigt in die Bar hinauf — er ist an allzufrühes Schlafengehen nicht gewöhnt und will noch einen Drink nehmen. Dort haben sich trotz der elenden Stimmung doch ein paar Leute zusammengefunden. Er sieht die d'Heriberts, Frau Lang-Müller, Jannulatos, selbstverständlich Grenzdörffer — auch Oelsmann, dessen Amt es ja ist, sich den Passagieren zu widmen — und noch ein paar andere. Sie haben einige der kleinen Tische zusammengeschoben und rufen ihn natürlich heran.

Er begrüßt sie alle — nanu, die Autorin der „grünen Hexe" starrt ihn ja wie eine Erscheinung aus der vierten Dimension an und hat tatsächlich einen Moment überlegt, ob sie ihm ihre eiskalte Hand geben soll . . . Der Abend bringt ja eine Auslese von Überraschungen — warum jetzt dieser Cyankali-Blick? — Richtig, die Reta steckt ja viel mit der Roman-Fabrikantin zusammen — Donnerwetter, die also auch — nur gut, daß man morgen in Cospoli ist, sonst wird's brenzlig für ihn — die paar Stunden des nächsten Vormittags muß er noch nützen . . .

Die Autorin der „grünen Hexe" schneidet ihn glatt, als sie geht — kein Grund jedoch für ihn, nicht noch in lässiger Ruhe auf seinem Hocker ein paar Zigaretten zu rauchen.

Er hat der Schriftstellerin sogar belustigt nachgewinkt, als sie gemeinsam mit Grenzdörffer die Bar verließ . . . Mit dem Mörder in der „grünen Hexe" sind sie sicher leichter fertig geworden, Verehrteste — die Praxis sieht doch etwas anders aus — wollen mal sehen, wer Ihnen im Endspurt um ein paar Längen voraus ist — und dir auch, süße Reta — ich sehe dich noch vor mir da in meiner Kabine — und ich sehe dich auch schon wieder morgen angreifen, mißglückte Detektivin, und entzückender Kerl — dann starten wir morgen beide zum Finish — was glaubst du wohl, wer die Nase zum Schluß vorn behält . . .?

*

Die Bar ist nicht der einzige Raum in dem oberen Deck der „Christabelle", der gegen Mitternacht noch erleuchtet ist — im Kapitänssalon sitzen Lebram und Oelsmann zusammen vor dem Bericht über die Suche am Nachmittag und über das so sensationelle Ergebnis . . .

Lebrams verzweifelter Zorn ist mittlerweile verflattert — er hat sich abgefunden, auf der „Christabelle" ist wohl nichts mehr zu retten — „Die Vergnügungsreise" ist endgültig zum Teufel, bevor sie noch eigentlich begonnen hat . . .

„Die Aufklärung all dieser Schwierigkeiten müssen wir eben morgen der Polizei überlassen", erklärt der Kapitän matt. „Der einzige, der sie uns hier auf der „Christabelle" vielleicht hätte geben können, liegt irgendwo auf dem Meeresgrund . . ." Er weist mit einer flatternden Handbewegung rückwärts zum Seitenfenster hinaus. „Natürlich ist da ein dunkler Zusammenhang — der Mörder hier auf dem Schiff war zweifellos auch irgendwie der Regisseur der andern Affären . . ."

„Und die Telegramme, die von außen kamen? Der Steckbrief zuletzt — dann müßte während der Fahrt eine Funkverbindung dieses Regisseurs mit dem Land bestanden haben . . . ein Austausch von Direktiven vielleicht . . ."

„Nicht unbedingt nötig, Oelsmann — das Programm von Skandalen, mit denen man uns hier verrückt gemacht hat, konnte ebenso gut vorher festgelegt sein. Das ist genau so möglich — aber gewiß, wir können uns ja mal erkundigen, ob etwas Verdächtiges von Bord gefunkt würde."

Die beiden Offiziere klettern aufs Oberdeck hinunter und betreten die Funkerbude.

Sie ist jetzt nur von einem Mann besetzt, der, die Kopfhörer umgeschnallt, vor dem Empfänger sitzt, neben sich die Schreibmaschine, auf die er ankommende Funksprüche gleich nach dem Gehör überträgt.

Der Funker kann seinen Posten nicht verlassen — Lebram tritt mit Oelsmann dicht an ihn heran und fragt, während der Mann einen der Hörer etwas beiseite schiebt, ob ihm am Verkehr der Passagiere mit dem Lande irgendetwas aufgefallen sei. Chiffrierte Telegramme oder solche mit verdächtigem Text . . .?

Ohne sich besinnen zu müssen, erklärt der Funker, daß einer der Passagiere, und zwar Herr Grenzdörffer, fast täglich Code-Telegramme nach Cospoli aufgegeben hätte.

„So . . .?"

Lebrams und Oelsmanns Blicke kreuzen sich alarmiert.

„Erinnern Sie sich an den Empfänger?"

„Sie waren alle an den Ministerialdirektor Dwahid Bei, zurzeit Cospoli, gerichtet!" Die Augen der beiden Offiziere entspannen sich wieder — ein deutlicher Ausdruck von Enttäuschung spricht aus ihnen . . .

„Danke — gut!"

Der Funker schiebt seinen Hörer wieder über das Ohr, die Offiziere verlassen den Raum. Draußen bleiben sie noch kurze Zeit in der Dunkelheit auf der Promenade stehen. Lebram zuckt resigniert die Achseln:

„Eben dachte ich, wir hätten eine Fährte — obwohl ich gerade Herrn Grenzdörffer eher für einen Hanswurst als für einen Mörder halten möchte. Aber ein Ministerial-

direktor, ein hoher Beamter, der Empfänger — also eine Persönlichkeit, an der man doch nicht tippen kann — nee, Oelsmann, das wäre Utopie — wird wahrscheinlich auch der türkische Regierungs-Code sein, es gibt ja noch mehr Hanswürste mit guten Beziehungen . . ."

„Halt, Kapitän: Das mysteriöse Telegramm, das Fellnor bekam, war doch angeblich von einem türkischen Minister unterzeichnet — ich will mich fressen lassen, wenn da kein Zusammenhang besteht . . ."

Wieder hebt Lebram mißmutig die Schultern:

„Mag sein, Oelsmann . . . Aber wenn da einer ist, spricht natürlich alles für Grenzdörffer, der tatsächlich an einen hohen Beamten funkt — und manches gegen Fellnor, den man angeblich mit einem Minister bluffte. Wissen wir denn, ob der Kerl uns damals, als er wie ein Räuber an Bord zurückkam, auch alles unter die Nase gerieben hat, was er wußte?"

*

Nach bleiernem Schlaf kommt Reta am andern Vormittag — die „Christabelle" durchschneidet schon lange das im Sonnenlicht liegende, sprühende Marmara-Meer — an Deck: Das Veronal des Arztes hat so energisch gewirkt, daß Frau Lang-Müller, die sie schon suchte, Mühe hatte, sie zu wecken . . .

Sie hat natürlich wieder hören müssen, daß es nach unumstößlicher, kriminalistischer Erfahrung den Mörder stets mit magischer Kraft an den Ort seiner Tat zurückzieht. Wenn sie, Frau Lang-Müller, nicht so viel Erfahrung auf diesem Gebiet besäße, würde auch sie sich bestimmt von Al Fellnor täuschen lassen — ja, sie stehe nicht an, zuzugeben, daß er sogar Eindruck auf sie machen könnte — aber leider wisse sie eben, daß das Verbrechen sich jeder Maske bediene, und daß man keiner Maske trauen dürfe . . .

So sucht Reta die Decks der „Christabelle" in der niederdrückenden, an den Nerven zerrenden Ungewißheit ab, ob sie ein so dummes, kleines Mädel war, daß sie sich in eine gefällige Maske verlieben konnte und nicht die Qualitäten besaß, tiefer zu sehen . . .

Und ob wirklich so wenig an ihr dran ist, daß sie am liebsten auch noch jetzt diese Maske mit zarten, verlangenden Händen streicheln möchte . . . wenn eben nicht immer noch dort unten im Salon-Deck hinter verschlossener Tür das furchtbare Geheimnis lastete . . . Wo steckt er denn nur . . .?

Das Bootsdeck hat sie schon abgesucht, das Gartendeck, die Promenade und die Räume im Aufbau — — — dann will sie jetzt mal auf dem Oberdeck nachsehen — ah, da kommt er ja schon aus dem Vestibül . . . Sofort eilt er auf sie zu und tritt mit ihr an die Reeling. „Na — ausgeschlafen? Wieder etwas besserer Laune heute?"

Wo ist ihr nur dieses junge, herzliche Lächeln zuerst entgegengesprungen, wo hat es sie zum erstenmal gepackt . . .? Trügt denn ein so ursprüngliches, so elementar aufflammendes Gefühl . . .?

„Ich wollte, ich könnte so glänzender Stimmung sein, wie Sie, Herr Fellnor — ich kann es nicht . . . auf diesem Unglücksschiff . . ."

„Wenn man seine Augen offen hält, kann man immer guter Laune sein — offene Augen sind sogar eine unerläßliche Vorbedingung dazu . . ."

Reta hat jetzt gar keinen Sinn für billige Philosophie — die Zeit drängt, Cospoli ist nah — sie wollte doch, wie sie Frau Lang-Müller versprach . . .

Ihr stürmisches Temperament hält den Anforderungen der Stunde nicht stand — unvermittelt und ungeschickt setzt sie zum Angriff an.

„Wir haben ein grauenvolles Geheimnis an Bord, verehrter Herr Fellnor . . . eignet sich unsere Lage zu ironischen Allerwelts-Sentenzen . . .?"

Al denkt an den Cyankali-Blick in der Bar.

„Beliebten Sie schon eine kriminalistische Konferenz mit der sachverständigen Autorin der „grünen Hexe" abzuhalten? Kapitel 27, die Spannung ist aufs höchste gestiegen — das Publikum fiebert nach Aufklärung!"

Gibt es so etwas . . .? Können diese lachenden, sicheren Augen lügen — besitzt ein Mörder diese souveräne Heiterkeit, die aus tiefsten Tiefen zu strömen scheint — oder ist sie so dumm, so ahnungslos und sieht die Grenze zwischen Heiterkeit und gemeinem Zynismus nicht . . .? Kann es nicht auch elende Komödie sein, die er spielt, um sie, die er nun fürchten muß, erfolgreich zu täuschen . . .?

Wieder greift sie ihn an, ungeschickt, hilflos — das bösartige Ticken in ihren Schläfen setzt schon von neuem ein, sie weiß schon wieder, daß alles nutzlos ist, wenn sie sich einen Al Fellnor zum Gegner nimmt . . .

„Wissen Sie, daß ich Sie um Ihren Appetit beneide? Allerdings Sie haben die Passage auf der „Christabelle" bezahlt — es besteht keine Veranlassung für Sie, der Reederei ein Diner zu schenken . . ."

„Jeder Arzt wird Ihnen sagen, wie erstaunlich die Seeluft den Appetit anregt — ich habe mir auch heute zum Frühstück drei Spiegeleier zu Gemüte geführt, auf Schinkenspeck in schönen, dicken Scheiben — Sie wissen ja, ich habe mir das immer ausdrücklich bestellt: dicke Scheiben, damit man etwas zwischen den Zähnen fühlt. Dabei fällt mir übrigens ein — es war das erste Frühstück auf der „Christabelle", das ich in trostloser Einsamkeit verzehren mußte. Tut Ihnen das gar nicht leid, Reta-Kind?"

„Es ist eine Frechheit von Ihnen, mich Reta-Kind zu nennen!"

„Finden Sie? Könnte man es bei objektiver Beurteilung nicht auch für etwas frech halten, daß Sie mich mit einem Mordverdacht beehren?"

„Was haben Sie in Kabinen zu suchen, die für die Behörden geschlossen gehalten werden?"

„Oh, eine ganze Menge — Donnerwetter, es gäbe ein spannendes Kapitel für die „grüne Hexe" — glauben Sie mir da — der Mörder verwischt die Spuren seiner Tat . . ."

Reta fühlt verzweifelt, daß ihre Knie schon wieder nachgeben — sie könnte sich auf ihn stürzen und ihm die lächelnden Wangen mit ihren Nägeln zerkrallen — nein, ihm die Lippen zerbeißen und unter Tränen Abbitte tun — ihr Blick gleitet über die Reeling auf den blauen Spiegel des Meeres hinunter — gewaltsam muß sie ihn wieder zurückreißen von diesem seltsam lockenden Bild der glatten Wasserfläche, die einen Bezirk zu decken scheint, in dem es Frieden und keine entsetzlich quälenden Fragen gibt . . .

Der Kapitän tritt aus der Funkerbude und geht vorüber. Seine Hand fährt an die Mütze: „Guten Morgen, gnädiges Fräulein!" —

Von Al nimmt er keine Notiz. Retas Blick heftet sich mit brennender Frage, mit neuer Anklage auf Fellnors großes Gesicht . . .

„Aber Reta-Kind — ich habe Ihnen, glaube ich, in Athen schon erklärt, die Gemütsverfassung des Herrn Lebram hätte auf diesem unterhaltenden Kasten wirklich nichts Imponierendes — wenn Sie wüßten, wie wenig Mörder sich daraus machen, ob Kapitäne sie schneiden . . .!"

„Nehmen Sie denn gar nichts ernst!" schreit sie ihm hilflos entgegen.

„Nein, er nimmt nichts ernst, es fällt ihm nicht im Traum ein — „There's a rainbow round my shoulder . . ." pfeift er schmetternd über die Reeling aufs Meer hinaus — dann erklärt er nach wie vor lächelnd: „Auch das verrate ich Ihnen, glaube ich, nicht zum erstenmal, daß ich praktisch noch das Plus an Unvernunft besitze, das man braucht, um das Leben nicht allzu öde zu finden. Als Mörder brauche ich das sogar ganz besonders — jeder Mord ist nämlich eine Unvernunft, Reta-Kind. Teilen Sie diese tiefschürfende Sentenz bitte Frau Lang-Müller mit — ich stelle sie ihr für ihren nächsten Reißer kostenlos zur Verfügung . . ."

„Hören Sie auf, Mann!"

Ihr Blick klammert sich, heiße, empörte Forderung an ihn — und bleibt starr an seinem hellen Anzug haften: In welchem Aufzug erscheint dieser Mann, der sonst so viel auf sich gibt, hier auf der Promenade . . .?

Sie weist mit spitzen Fingern auf seinen Rock: „Sie sind ja überall mit Öl beschmiert — wo kommen Sie denn her?"

„Der berühmte und idiotische Meisterdetektiv, der in den Erzeugnissen der Frau Lang-Müller eine lächerliche Rolle spielt, würde, eingehüllt in Pfeifenqualm, nach einer Viertelstunde schärfster Konzentration, wahrscheinlich darauf kommen, daß diese Ölflecke aus dem Maschinenraum stammen . . ."

„Sie waren also im Maschinenraum?"

„Sie haben's wirklich erraten, Reta-Kind. Als Ingenieur interessiert es mich natürlich, die Maschinen eines modernen Motorschiffes mal zu besichtigen — ich habe nun heute den letzten Moment wahrgenommen, bevor ich in Stambul als fluchwürdiger Mörder am türkischen Galgen aufgeknüpft werde."

„Geben Sie mir doch einmal eine klare Antwort — ich verlange es von Ihnen!" Eine Sekunde scheint ihn so etwas wie Erschütterung zu packen unter ihrem schwankenden, verzweifelten Blick — aber schon bricht seine überlegene Heiterkeit . . . oder sein Zynismus wieder durch.

„Eine klare Antwort? Bitte — aber nicht böse sein, Reta-Kind. Du bist ein Schaf, aber trotzdem ein reizender Kerl — der „grünen Hexe" übrigens meine beste Empfehlung. Ja, in diesem Mörderanzug kann ich mich natürlich nicht unter die respektable Gesellschaft der Nichtmörder beim Lunch setzen — ich halte es auch für unter meiner Würde, so in Cospoli die „Christabelle" zu vertreten. Ich muß mich also jetzt umziehen — dann bis nachher . . . na . . . der letzte Händedruck, bevor sich die vergitterte Pforte der Flohbude hinter mir schließt, die in Stambul als Gefängnis dienen dürfte . . ."

Nein, sie will es nicht — aber sie kann einfach nicht gegen ihn an, er zieht gleichsam ihre Hand magnetisch in die seine. „Ihre Hand ist ja so kalt, Reta-Kind, Sie müssen sich etwas Bewegung verschaffen. Ich werde Ihnen Lud Chipswill zu einem Tennismatch schicken . . ."

Lud Chipswill ist der Sproß von Lord Heringsfischer. Reta kann ihn nicht ausstehen.

„Das ist die Broadway-Melodie . . ." pfeift Al seelenruhig vor sich hin, während er sich der Treppe zuwendet — plötzlich dreht er sich noch einmal um. „Ach so, richtig: wir wollten ja in Cospoli zusammen an Land — heute wird's leider nichts werden, ich habe noch viel zu tun, um die Spuren meiner Schandtat zu verwischen, aber morgen bestimmt — wenn ich bis dahin noch nicht eingelocht bin, natürlich . . ."

„Mir würde es heute aber besser passen, Herr Fellnor!"

„Allah möge mir noch lange Jahre Gelegenheit geben, Ihnen zu zeigen, daß mir jeder Ihrer Wünsche Befehl ist — heute muß ich's Ihnen abschlagen, es steht zu viel für mich auf dem Spiel! Also dann bis zum Lunch — allerhöchste Zeit jetzt für mich."

Er geht und läßt sie allein . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewissen.

Aphorismen von Hanns Schmiedel.

Das Gewissen ist der hellsichtige, ideale Schnellrichter, der vor der Tat urteilt, ohne eine einzige verteidigende oder anklagende Stimme zu überhören.

*

In den Geschworenenbänken des Gewissens sitzen altersgraue, ehrwürdige Senatoren, der Sittenadel des Volkes, die Priester vom Altar des reinen Herzens.

*

Das Schwert der Tugend bliebe stumpf und rostend, schärfte es der alltägliche Kampf im Aufruhr von gut und böse nicht blank, der das Schlachtfeld des Gewissens erfüllt.

*

Die Gewissensinstanz ist voll begnadeter Weisheit, sie bedarf keiner Berufung über sich.

*

Das deutsche Gewissen ist jene vor Gott allein giltige Geheimchronik letzter Wollensziele der Volksseele, die keine Welthistorie je ergründen und entziffern wird.

*

Das Gewissen ruht im Mutterboden göttlicher Satzung, heiliger Gebotsinstinkte, nicht auf dem Triebsand verwehter und verwehender Paragraphen.

*

Das Gewissen ist dem Führer des Volkes entschlußdrosselnder Moralzugriff, wenn er schwach ist, Vollentfaltung hoher ethischer Wagnisse, wenn heilige Schöpfernot ihn stark macht

Zwölf fette Gänse als Dichterhonorar.

Schriftsteller und Verleger.

Von H. S. Auerbach.

Die Zeiten, da unter Klopstocks Leitung die deutsche „Gelehrtenpolitik" gegründet wurde, die durch die Herausgabe der Werke ihrer Mitglieder diese von den bösen Verlegern unabhängig machen sollte, sind längst vorbei. Die zwischen den beiden Berufsklassen herrschenden Beziehungen, die immer geschwankt haben, einmal besser, dann wieder schlechter waren, sind heute durch feststehende gesetzliche und gesellschaftliche Regeln geordnet. Heute kann es nicht mehr vorkommen, daß ein Mann wie August Schlegel als Entgelt für seine schriftstellerischen Leistungen von seinem Verleger zwölf fette Gänse und eine Ladung Teltower Rübchen bekommt. Auch von Schleiermacher wissen wir, daß er Kognak, Wein, eine Kaschmirhose, ja sogar Lotterielose als Honorar erhielt. Damals ging alles auch im Verkehr zwischen Verleger und Autor viel patriarchalischer und gemütlicher zu. Allerdings hatte das auch zuweilen seine Schattenseiten.

Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht wohl der Fall des berühmten englischen Dichters Sir Walter Scott. Sein Verleger Constable war in Geldsachen ebenso großzügig wie der berühmte Dichter selbst, der auf Grund der erhaltenen, sehr beträchtlichen Vorschüsse ein Leben im größten Stil zu führen pflegte. Sein Schloß Abbordsford verschlang geradezu gewaltige Summen. Obgleich Scott geistig außerordentlich fruchtbar und nicht weniger fleißig war, vermochte er die immer höher anwachsenden Vorschüsse nicht abzuarbeiten. Schließlich kam es so weit, daß Constable Konkurs anmelden mußte; gegen die finanziellen Ansprüche „seines" Autors konnte er eben nicht ankommen.

Während Scott von dem Unglück seines Verlegers nicht weiter in Mitleidenschaft gezogen wurde, als daß er bis zu seinem Tode schreiben mußte, um seine Schulden zu tilgen, ging es einem anderen Schriftsteller jener Tage nicht so gut. Dies war ein englischer Puritaner namens Prynne, der mehr als 200 heute völlig in Vergessenheit geratene Werke verfaßt hat. Seine Spitzenleistung war ein siebenbändiger Wälzer, in dem er mit viel Fleiß alles, was je gegen das Theater oder gegen Schauspieler geschrieben war, zusammengetragen hatte. Sonderbarerweise fand sich ein Verleger, der viel Geld auf die Herausgabe des Prynneschen Machwerks verwandte. Es sollte ihm und dem Verfasser schlecht bekommen. Letzterem wurden vom Henker beide Ohren abgeschnitten, er wurde gebrandmarkt und in den Tower geworfen; der Verleger mußte 10 000 Mark Strafe zahlen — eine für die damalige Zeit beträchtliche Summe — und seine Verlagstätigkeit einstellen. Er war ein ruinierter Mann. Selbst der Zensor, der das hohen Orts so mißliebig aufgenommene Werk hatte durchgehen lassen, wurde seines Amtes enthoben.

Wenig Glück mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit hatte auch ein deutscher Vielschreiber jener Zeit, ein gewisser Kaspar Barth. Er galt als Wunderkind, da er schon mit neun Jahren alle Werke des römischen Lustspieldichters Terenz von der ersten bis zur letzten Zeile auswendig hersagen konnte. Barth schrieb ein angeblich gelehrtes Werk in 180 Büchern; die 60 ersten kamen in zwei gewaltigen Foliobänden auf den Markt. Als man sich indes die Geisteskinder des berühmten Mannes näher besah, stellte sich heraus, daß es sich um Auszüge aus anderen Büchern handelte, die kritik- und beinahe sinnlos abgeschrieben waren. Der Verleger verlor an dem Doppelband sein Vermögen, auch jeder Buchhändler, der sich leichtsinnigerweise einige Exemplare zugelegt hatte, setzte Geld dabei zu. Daß nach diesem „Erfolg" des ersten Drittels das „Wunderkind" mit 3000 engbeschriebenen Manuskriptseiten sitzen blieb, für die sich kein zweiter Dummer fand, scheint weiter nicht erstaunlich.

Noch ein anderer Vielschreiber wurde seinem Verleger zum Verhängnis. Der Jesuit Théophile Reynaud stand allgemein im Rufe, ein hochgelehrtes Haus zu sein. Dieser schmeichelhaften Ansicht seiner Zeitgenossen erfreute er sich bis zu dem Tage, wo seine Gesammelten Werke, 20 dickleibige Foliantenm, herauskamen. Sie enthielten, wie sich jetzt herausstellte, nichts als ausgelegten Unsinn, der auch

als solcher erkannt wurde, was für die damalige Zeit schon allerlei besagen will. Der Herausgeber des Riesenwerks starb im Armenhaus.

Ein Vorläufer des so fruchtbaren Schauergeschichtenschreibers Edgar Wallace war offenbar der französische Abt de Marolles, der Jahr für Jahr drei bis vier dicke Bücher verfaßte. Im Gegensatz zu der Produktion des Engländers erwies sich jene des Franzosen — sie umfaßte 70 zum Teil mehrbändige Werke — als vollkommen unverkäuflich. Selbst geschenkt wollte man die Bücher nicht haben, und man wird verstehen, daß die Verleger wenig Freude mit ihnen hatten.

Nicht viel besser ging es einem anderen Schriftsteller, einem gewissen Cathérineau. Auch seine rund 200 Erzählungen wollte niemand lesen. Der Verfasser war aber menschenfreundlich genug, keinen Verleger mit seinem Geschreibsel ins Unglück zu stürzen; er gab alles im Selbstverlag, auf eigene Kosten prächtig in Leder gebunden, heraus. Der Verfasser führte stets ein oder zwei Exemplare der Erzeugnisse seiner Muse in der Tasche bei sich, um seine Bekannten damit zu beglücken. Da gleichwohl niemand das Zeug haben wollte, konnte man Cathérineau täglich an den Seine-Kais sehen, wo die fliegenden Buchhändler noch heute ihre Stände haben. Hier betrachtete er die ausgelegten Bücher und schmuggelte dann in einem unbeachteten Augenblick eins oder das andere seiner Werke unter die alten Schmöker, um sich dann befriedigt nach Hause zu begeben.

Heute, wo bekanntlich nur noch gute Sachen geschrieben werden, könnten Fälle wie die geschilderten natürlich gar nicht mehr vorkommen!

Bunte Chronik



*** Wie schnell fliegt ein Tennisball?** Wer je bei einem Tennisspiel mit guten Spielern als Schiedsrichter tätig war, wird beobachtet haben, wie der weiße flanellüberzogene Gummiball häufig mit einer derart rasenden Schnelligkeit über das Netz hin und her saust, daß der Blick ihm kaum zu folgen vermag. Aber niemand hat wohl den Versuch gemacht, diese Schnelligkeit in Metern und Sekunden zu berechnen. Derartige Messungen wurden nun kürzlich unter Zuhilfenahme von Stoppuhren gelegentlich eines Hallentenniswettkampfes in Genf vorgenommen. Dabei ergab sich, daß ein guter Durchschnittsspieler den Ball mit einer mittleren Geschwindigkeit von 30—35 Kilometern in der Stunde seinem Gegner zuschlägt. Die von den Spitzenspielern erzielten Geschwindigkeiten erwiesen sich als bedeutend höher, Schnelligkeiten von 80 Kilometern und mehr in der Stunde wurden mehrfach gemessen. Daß der kleine weiße Ball es mit einem Schnellzug an Geschwindigkeit aufnimmt, ist eine Tatsache, die sicher auch manchen langjährigen Anhänger des weißen Sports überraschen dürfte.

Lustige Rundschau



Unerwartet.

Der junge Chef trat herein und wandte sich an das nette Maschinenfräulein mit den Worten:

„Werden Sie sich für den Sonntagabend etwas Besonderes vornehmen, Fräulein Petersen?"

Fräulein Petersens Stimme zitterte vor Hoffnung und Erwartung, als sie sagte:

„Nein, Herr Jacobsen."

„Nun, so dürfen wir wohl mit dem seltenen Fall rechnen, daß Sie sich Montag morgens pünktlich im Kontor einfinden."

*

*** Ballgespräch.** Junges Mädchen: „Welche Augen halten Sie für die gefühlvollsten, Herr Fritz?" — Fritz: „Die Hühneraugen."

*

*** Vorsorglich.** Der Gatte: „Ich begreife es nicht, Lina, warum du das Dienstmädchen nicht anstellen willst. Es macht doch einen sehr guten Eindruck."

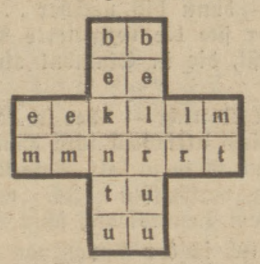
Die Gattin: „Gewiß doch. Sie ist nur leider so schrecklich lang aufgeschossen. Denke doch bloß, wenn die unser Kleinchen fallen läßt."

Rätsel-Ecke





Kreuz-Rätsel.



Setze die Buchstaben so, daß die je zwei senkrechten und wagerechten Reihen ergeben:

1. eine Flüssigkeit,
2. Bezeichnung für viele Pflanzen,
3. Bezeichnung für Trübsal,
4. eine Flüssigkeit.

*

Zwei Rätsel.

Ich bin ein Maß. Ein „e" hinein —
Gleich werd' ich vielmals größer sein!

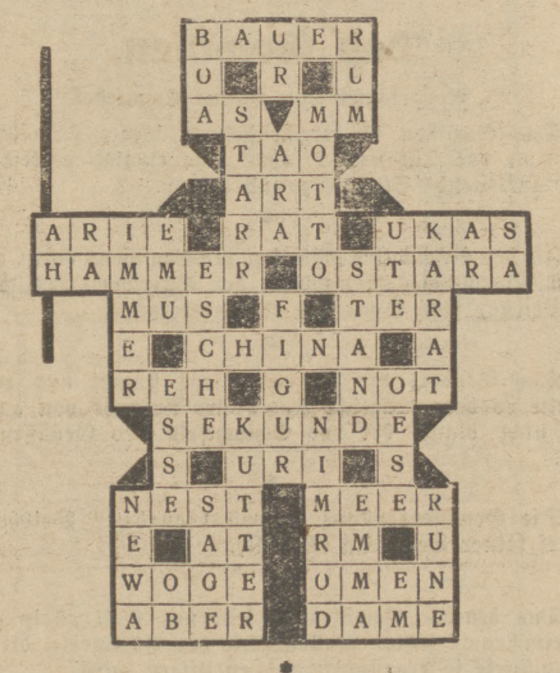
*

Ich bin ein Tier, flieg' meist bei Nacht,
Ein „B" davor, dir Schmerzen macht.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 76:

Kreuzwort-Rätsel:



*

Schüttel-Rätsel:

Dunkelgrüner Tannenwald;
Hoffnungsgrün in Wintertagen,
Scheint mir doch, ich hört' dich sagen:
Still, es kommt der Frühling bald!

J. F. Stork.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.